

«Immer geschieht etwas zum ersten Mal»

Ein Augenzeugenbericht aus New York  
von Helmut Frielinghaus (2. Teil)

QUELLE: NZZ ONLINE\*

**Die Leute, die ich hörte und sprach, riefen nicht nach Rache. «Auge um Auge? Da sind schnell beide Augen blind», schrieb ein Student auf das Strassenpflaster.**

New York, Mittwoch, 12. September 2001, 23 Uhr. Die Strassen Manhattans, sonst bis weit nach Mitternacht von Autos und Fussgängern belebt, waren gestern Abend gespenstisch leer; die meisten Restaurants waren, von einigen Szenekneipen abgesehen, geschlossen; weit und breit war kein gelbes Taxi zu sehen. Auf der Fifth Avenue sasssen Studenten in grosser Runde vor ihrem Wohnheim auf dem Bürgersteig und diskutierten; in einem Park hielten sich junge Leute bei den Händen und beteten. Die beiden sonst üppig beleuchteten Prachtgebäude Manhattans, das Empire State Building und das wunderschöne Chrysler Building, ragten als düstere Schatten auf.

Als ich kurz vor Mitternacht am Saint Vincents Hospital vorbeikam, war die ganze Strassenkreuzung Seventh Avenue und 11th Street vor der Notaufnahme des Krankenhauses abgesperrt und grell von Scheinwerfern beleuchtet. Von Krankenschwestern umgeben, standen dort in langen Reihen Bahren und frisch bezogene Feldbetten. Wer die Nachrichten verfolgt hatte, ahnte, dass die Menschen, die hier erwartet wurden, nicht mehr kommen konnten.

Um die Kreuzung herum zog sich eine Schlange von Menschen, die Blut spenden wollten. Die Leiterin der New Yorker Blutspendezentrale erklärte heute Mittag unverblümt: «Was wir jetzt nicht brauchen, brauchen wir ein andermal.»

---

\*14. September 2001, 09:44

Die New Yorker verhalten sich insgesamt ruhig, geben sich gelassen, sind, wo es nötig ist, diszipliniert, aber die Ängste einiger nähren die Gerüchte: dass weitere Anschläge zu erwarten seien, dass die Krankenhäuser angehalten seien, sich darauf vorzubereiten, dass man gut daran tue, für den Fall eines Angriffs mit biologisch-chemischen Waffen Wasser und Lebensmittel einzukaufen. Tatsächlich sind einige Abteilungen meines Supermarkts leer geräumt.

Die ganze Nacht über hörte man, wie schweres Gerät, hauptsächlich Bulldozer, auf Tiefladern zur Unglücksstelle gebracht wurde. Heute früh - es war wieder so ein wunderbar frischer Morgen, aber nichts war über Nacht erträglicher, nichts begreiflicher geworden - war das ganze südliche Manhattan (SoHo und TriBeCa) von der Polizei abgeriegelt. Es gab keine Zeitungen zu kaufen, weil die Lieferwagen nicht in das Gebiet südlich der 14th Street hereingelassen wurden.

Auch mit Presseausweis kam ich nur durch die ersten beiden Sperren, bis zur Canal Street. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, zu sehen, was von den beiden Twin Towers, die ich hatte einstürzen sehen, übrig geblieben war. Es musste doch noch etwas da sein.

Aber nach wie vor stieg dicker, schwerer Rauch auf, der auch heute die Trümmerstätte verdeckte. Die Canal Street war von Baumaschinen und schweren Lastern mit Absperrungs-Zementblöcken gesäumt. Dazwischen standen Lastwagen mit unzähligen Scheinwerfern und Generatoren zur Stromerzeugung - für die nächste Nacht, die nächsten Nächte -, Wassertransportwagen, Abwässerentsorgungswagen. In der unmittelbaren Nachbarschaft des World Trade Center gibt es viele Strassen mit normalen Wohnhäusern, dazu die ganz neuen Hochhäuser mit Luxuswohnungen am Nordrand des Battery Park. Einige der gestern evakuierten Bewohner warteten heute Morgen darauf, dass sie wieder in ihre Wohnungen durften.

Auf der West Street, einer Schnellstrasse, die am Hudson River entlangführt, wurden Polizisten und Arbeiter in Bussen zur Unglücksstelle gebracht; sie kamen teilweise aus Yonkers (nördlich von Manhattan), aus Boston. Dann näherte sich eine lange Kolonne schwarzer Einsatzwagen mit State Troopers. Ihnen folgten zwölf bis fünfzehn Wagen einer Spezialeinheit, der Canine Unit - Spürhunde, immer nur einer in jedem Wagen, und alle bellten. Die Wagenkolonne eines offiziellen Besuchers, vielleicht des Gouverneurs, wurde von Polizisten auf Motorrädern eskortiert.

Neben der Strasse, am Rand des abgesperrten Gebiets, hatten Fernsehcrews ihr Hauptquartier aufgeschlagen: Übertragungswagen, aufmontierte Kameras, Kaffee trinkende Kameramänner und Fotoreporter, die darauf warteten, dass der heute wechselnde Wind die Rauchwolken einen Moment vertrieb.

In den Stunden, die ich mich heute Morgen dort aufhielt, sah ich keinen einzigen Ambulanzwagen das Katastrophengebiet verlassen.

In dem Gebäude über der weiter nördlich am Hudson River gelegenen Chelsea-Pear sind Räume für die Toten eingerichtet worden.

Auch heute wurde gar nicht oder, zum Beispiel von Bürgermeister Giuliani, nur sehr allgemein über die Zahl der Toten gesprochen. Diese Zahl ist etwas, das man wie einen Wahlausgang oder wie die Anzahl der Toten bei einem Erdbeben überschlägig ziemlich genau berechnen kann. Und eigentlich ist die Frage im Moment noch dringlicher als die Frage nach den Tätern. Es ist aber bisher so, das jeder ihr ausweicht - das wird auch in privaten Gesprächen deutlich, und ich merke es bei mir selbst: Man möchte die Zahl, die morgen oder übermorgen bekanntgegeben wird, nicht, noch nicht wissen, schiebt den Gedanken daran immer wieder weg.

Man kennt inzwischen die meisten Namen der Passagiere in den gekaperten Linienmaschinen. An allen Strassensperren standen diskutierende New Yorker. Die Geschichten, wie einige der Überlebenden das WTC verlassen haben, werden kolportiert. Oft hört man aber auch zwei nicht zutreffende Vergleiche: «Wie im Film» und «Wie Pearl Harbor». Aber was wir gestern sahen, war kein Film, und Pearl Harbor war der Überfall einer (faschistischen) Militärmacht auf die USA. Was gestern geschah, war, wie der zurückgetretene Direktor der CIA sagte, «der in seiner simplen Art elegante und ausgeklügelte raffinierte Anschlag von Terroristen». «Immer geschieht etwas zum ersten Mal», fügte er hinzu, «und man kann nicht auf alles, was zum ersten Mal geschieht, vorbereitet sein.»

Die Leute, die ich hörte und sprach, riefen nicht nach Rache. «Auge um Auge? Da sind schnell beide Augen blind», schrieb ein Student auf das Strassenpflaster.

Gegen Mittag, kurz nach ein Uhr, drehte der Wind und trieb eine gewaltige gelbe Wolke direkt nördlich auf das mittlere Manhattan zu. Sie verhüllte einen Moment lang das Empire State Building und verbreitete einen üblen, säuerlichen Geruch, der das Erste war, was ich merkte. Man soll zu Hause

bleiben, hiess es, die Klimaanlage einschalten, so man eine hat, viel trinken und bei Anzeichen von Übelkeit eine Ambulanz aufsuchen.

Der Wind hat heute Abend wieder gedreht. Jetzt riecht der Rauch nach verbranntem Gummi, ein Geruch, der durch die vorsorglich geschlossenen Fenster dringt. Man fragt sich, wann die Trümmer endlich zu brennen aufhören.

Hätte ich einen Wunsch frei, ich würde mir wünschen, dass morgen in New York der Alltag mit seinem Lärm und Getöse und seinen Menschenmengen und Verkehrsstaus wieder beginnt, dass die Flughäfen wieder geöffnet werden, dass die Kinder wieder zur Schule gehen, statt vor dem TV-Apparat zu hocken, dass die mich mit ihrem Lärm manchmal quälenden Männer von der Baustelle gegenüber wieder anfangen. Die Stille und die Leere haben etwas Beklemmendes.

Eine Bombendrohung gegen indische und pakistanische Restaurants war der Anlass, State Troopers mit Gelände- und leichten Panzerwagen in die Lexington Avenue zu schicken. New York, eine belagerte Stadt.